

Von der Macht des Dialogs oder: Wer hat das Sagen?

Dialog als Lebensprinzip von Seelsorge, Kirche und Theologie

Dialog ist, theologisch betrachtet, Prinzip, nicht Methode. Er ist die Sprache der Begegnung. Dialogisch geht der trinitarische Gott mit den Menschen um. Den Menschen ist aufgegeben, ebenso miteinander umzugehen. Allen voran der Kirche. Der folgende Beitrag zeigt, dass ein entsprechendes Verständnis von Seelsorge und Theologie nicht ohne Reflexion des zu Grunde liegenden Verständnisses von Macht und Glaube entwickelt werden kann. Und dass die Frage der Dialogfähigkeit den Lebensnerv der Kirche im kommenden Jahrhundert betrifft.¹

● Der theologische Berater eines österreichischen Bischofs hat in einer Fernsehdiskussion² gemeint, Dialog in der Kirche sei „eine Frage der Methode, eine Frage des Stils, nicht des Inhalts“. Theologisch ist das aus christlicher Tradition ohne Schwierigkeiten als grober Unfug zu entlarven: Angefangen von einem trinitarischen, also dialogischen Gottesbild und einer Offenbarungstheologie, die Gottes Handeln heilsökonomisch zu begreifen sucht, über einen christologischen Ansatz, der Person und Lehre nicht trennt, sondern identifiziert, und ein pneumatologisches Glaubensverständnis bis zur *Communio*–Ekklesiologie des II. Vatikanums: Dialog³, also Gespräch, ist *Inhalt* und Prinzip unseres Glaubens, nicht bloß *Methode*, Form oder Stil. Das eigentliche Problem einer solchen Aussage aber scheint — gerade in praktisch–theologischer Hinsicht — darin zu liegen, dass Inhalt und Methode einmal mehr in völlig unsachgemäßer und zweifellos tendenzieller Weise auseinander dividiert

werden: Unveränderlichen Inhalten wird die Art und Weise gegenüber gestellt, wie sie jemandem „beigebracht“ werden — heute halt, als Zugeständnis an den Zeitgeist, „dialogisch“, weil’s modern ist. Aber eigentlich und im Eigentlichen gibt es nichts zu verhandeln, nichts abzustimmen, auch nicht aufeinander abzustimmen.

Doch nicht nur von extremer Seite, auch von vielen der so genannten Mitte angehörigen Amtsträgern wird man Ähnliches hören können: Dialog sei eine Frage des Umgangs miteinander, der Art und Weise, wie man sich auseinandersetzt, letztlich eine Verfahrensfrage, eine Sache der Gesprächsführung. Aber der Inhalt, die Botschaft, das „Quis und Quid“ der Verkündigung sei davon säuberlich zu trennen; das stehe nicht in unserem Belieben und zu unserer Verfügung, sei uns vielmehr vorgegeben.⁴

Was dabei übersehen wird, ist freilich, dass sich eine solche Position nur dann vertreten lässt, wenn man davon ausgeht, dass es jemanden gibt, der das Sagen hat und angeben kann, was genau der vorgegebene Inhalt von Botschaft und Verkündigung ist und wie er jeweils zu verstehen ist.

Damit jedoch sind wir bei der Frage der Macht. Bevor pastoral und theologisch über den Dialog zu reden ist, muss die Machtfrage angesprochen werden: Wer hat das Sagen? Denn es ist müßig, über Dialog zu reden, ohne zuvor das zu Grunde liegende Verständnis von Macht zu reflektieren.

Macht

● Die gegenwärtige Krise unserer Kirchen, auf die die österreichischen Bischöfe etwa mit dem Unternehmen „Dialog für Österreich“ reagiert haben, muss zweifelsohne auch, wenn nicht vor allem, als eine Krise der Macht und der Autorität betrachtet werden. (Nichts zeigt das deutlicher als die *Causa Groër*, die zuallererst eine Krise auf Grund des Missbrauchs von Macht und Autorität war.)

»Macht bedeutet die Fähigkeit zur Ermächtigung«

1 Ursprüngliche Fassung. Gekürzte Fassung publiziert in: *Diakonia* 31,1 (2000) 5–12.

² Reinhard Knittel, St Pölten; ORF 1 am 22. 2. 1998. – Sein Bischof hat wenig später gemeint, zwar nicht die Sache, aber das Wort „Dialog“ stinke ihm (Bischof Krenn im Zusammenhang mit dem von der Österreichischen Bischofskonferenz initiierten „Dialog für Österreich“).

³ Die griechische Vorsilbe „δια“ bedeutet „auseinander; durch, hindurch, zwischen“. „Dialog“ mit der Bedeutung „Zwiesgespräch, Wechselrede“ kam im 18. Jh. über das französische „dialogue“ und das lateinische „dialogus“ aus dem griechischen „διαλογος“ mit der Bedeutung „Unterredung, Gespräch“. Das zu Grunde liegende Verb „διαλεγεσθαι“ heißt „aussuchen; sich etwas im Nachdenken auseinanderlegen, überdenken, erwägen; sich unterreden; sprechen; beiwohnen“ und ist mit „λογος“ verwandt. (Duden, Konrad, Bd. 7, Etymologie. Mannheim 1963 107f, 402; Gemoll, Wilhelm, Griechisch–deutsches Schul– und Handwörterbuch, München/Wien 1954, ⁹1965, 201).

⁴ Dies trotz aller Beteuerung, Dialog sei „eines der Lebensprinzipien der Kirche“ und „ein bleibender Auftrag an alle“ (Erklärung der Österreichischen Bischofskonferenz v. 25. 3. 1999; s. Kathpreß Nr. 70 v. 27. 3. 1999, 15), denn im gleichen Atemzug wird betont, die „unverzichtbare Aufgabe der Bischöfe“ sei es, „die Bindung des Dialogs an die Vorgaben des kirchlichen Lehramtes“ zu sichern. (Ebd.)

„Macht“ kommt, etymologisch betrachtet, nicht von „machen“, wie es wohl nicht zufällig oft missverstanden wird, sondern von „mögen“. „Macht“ bedeutet eine *Möglichkeit*, ein *Vermögen*, eine *Potenz*. (In anderen Sprachen, etwa im Lateinischen, im Englischen und in den romanischen Sprachen verhält es sich genauso.)

Umgangssprachlich sieht man jemanden als mächtig an, wenn er „groß und stark“ ist. Intraindividuell bedeutet, „Macht über sich selbst haben“ soviel wie „sich selbst unter Kontrolle haben“; man denke an das Gegenteil, nämlich „ohnmächtig zu sein“. Zwischenmenschlich und politisch – ohne hier auf die vielfältigen soziologischen, sozialpsychologischen und politischen Definitionen näher einzugehen – bedeutet Macht die Fähigkeit, andere zu beeinflussen. Man kann sie definieren als die Fähigkeit von einzelnen, von Gruppen oder gesellschaftlichen Systemen, eigene Potenziale zu aktualisieren (das heißt, eigenes Vermögen, eigene Fähigkeiten zu verwirklichen) und damit auf sich selbst und/oder andere bewusst oder unbewusst in erwünschter Weise, auch gegen Widerstand, hinsichtlich Einstellungen und Handlungen Einfluss auszuüben, also eine erwünschte Veränderung zu bewirken.⁵

Landläufig assoziieren wir mit Macht oft etwas Negatives — wahrscheinlich aus der vielfältigen Erfahrung des Missbrauchs von Macht. Ausgehend von der eben genannten Definition ist das aber eine gefährliche Verkürzung, weil es eine Leugnung von etwas Vorhandenem bedeutet. Denn Macht im beschriebenen Sinn hat jeder, ob er will oder nicht, ob er sie bewusst einsetzt oder nicht. Gefährlich ist die Verkürzung deshalb, weil die Verleugnung Auseinandersetzung und Kontrolle nahezu verunmöglicht, für den Betroffenen wie für die anderen. Identifiziert man sich einseitig nur mit der „Opfer-Seite“ und bekommt die eigene Machtausübung nicht in den Blick, so führt dies zu einer Pseudo-Unschuld, zum Vorgaukeln einer „Tugend der Machtlosigkeit“, wie es Rollo May (1974) nannte, in der man sich letztlich von der Verantwortung für alles, was rundherum vorgeht, freisprechen kann.

Wenn Machtausübung verstanden wird als der Gebrauch von Fähigkeiten, als Realisierung und Aktualisierung von Potenzial, so kommt man je nach Menschenbild zu unterschiedlichen Konsequenzen für den Umgang mit der eigenen Potenz. In der christlichen Perspektive der Mit-Menschlichkeit kommt wohl nur jene Sicht infrage, die Macht grundsätzlich im Dienst der Erweiterung von Handlungsspielräumen für sich und andere sieht, also im Dienst von Freiheit und Kreativität, Sicherheit und

Frieden. Macht dient damit der Erweiterung von Möglichkeiten — der eigenen wie der anderer. Und damit sind wir beim Kern: *Macht bedeutet die Fähigkeit zur Ermächtigung. Machtausübung bedeutet Ermöglichung, Förderung von Macht.*

Das heißt: Macht soll mächtig machen, nicht Macht nehmen und damit mehr oder weniger ohnmächtig machen. Die Ausübung von Macht steht so im Dienst an der Macht anderer. Sie ist die Potenz, Potentiale zu fördern, Fähigkeiten zu wecken und auszubauen.

Das relativiert Macht auf der einen Seite ebenso, wie es sie auf der anderen bedeutsam und unabdingbar macht.

Ganz ähnlich ist übrigens auch die Bedeutung von Autorität: Bei ihr geht es um „augere“ im Sinne des „Mehrens“ — „augere“ bedeutet „wachsen machen, fördern, unterstützen, wohl tun“. Autorität hat, wer in einer Beziehung eine förderliche Person ist. Eine Person mit Autorität mehrt, fördert das Leben anderer. Sie realisiert neue Möglichkeiten innerhalb vorhandener Grenzen und schafft Spielräume jenseits dessen, was zuvor als Grenze galt.

Beide, Autorität wie Machtausübung, werden damit als Beziehungskategorie deutlich. Sie haben ihren Sinn nur im Beziehungsgefüge von Angerufen-, Angesprochenen und der Antwort darauf als einer Ver-antwort-ung.⁶

So verstandene Macht ist also schöpferische Macht, Kreativität. Der Mensch, der seine Abhängigkeit von anderen erlebt, erfährt sich als auf Ermächtigung Angewiesener, ja er erlebt die eigene Ohnmacht als Erfahrung der Macht Gottes (2 Kor 12, 9f): „Ich glaube an Gott, den Allmächtigen, Schöpfer des Himmels und der Erde.“ Diese Attributionen stehen nicht zufällig nebeneinander: Gottes Allmacht, Urbild jeder Macht, ermöglicht, ermächtigt den Menschen zur Partizipation an seiner Allmacht. Gott hat sich sein Volk machtvoll erwählt (vgl. Lk 11,37–54). Ganz klassisch ist dies bei Thomas von Aquin formuliert: Gottes Allmacht ist schöpferische Macht, die das Geschöpf in seine ihm zukommende Macht und freie Verantwortung vor Gott und den Mitgeschöpfen stellt.⁷ Letztlich ist Gottes Macht die Allmacht der Liebe.

»Machtrelativierung ist jüdische–christliche Tradition«

Die jüdisch–christliche Geschichte ist im Wesen eine Geschichte der Machtdistanzierung und Machtrelativierung. Wenn man einen solchen Satz

⁵ Michael Ebertz (Macht. II. Soziologisch, in: LThK³1997, VI, 1167f) etwa bezeichnet Macht als Relationsgefüge, das Akteuren bzw. Systemen einen Dispositionsspielraum gibt, auf andere sowie auf Prozesse Einfluß zu gewinnen. — Zum Ganzen vgl. Peter F. Schmid, „Ermächtigung“. Ein neues Paradigma im Umgang mit Macht, in: Personzentrierte Gruppenpsychotherapie in der Praxis, Bd. 2: Die Kunst der Begegnung, Paderborn 1996, 451–468.

⁶ Genauso wird es von „den Mächtigen“ in der Kirche durchaus auch gesehen. Erzbischof Schönborn sagte in Zusammenhang mit seiner Kreierung zum Kardinal: „Macht in der Kirche ist nicht anders als anderswo: Sie ist immer Verantwortung. Macht ist eine Ermöglichung, etwas zu tun, aber auch eine Verantwortung, es richtig zu tun.“ (TV-Sendung „Orientierung“ v. 22. 2. 1998, ORF 2).

⁷ S. th. I q. 25 a. 1 u. 5.

heute ausspricht, so erntet man beim überwiegenden Teil der Menschen Lachen und Spott, zumindest was den christlichen Teil davon betrifft. Doch so fing es in der Tat mit dem Christentum an: Jesus, „in endzeitlicher Macht ‚Sklavengestalt‘ annehmender Bevollmächtigter Gottes“ sprach „kraft charismatischer ‚Vollmacht‘ (εξουσία) [...] den ‚Ohnmächtigen‘ das Heil“ zu, „indem er die in seinem Volk dominierenden Mächte kritisch beleuchtete“, unter anderem die religiöse und weltliche Macht, so die Tora, die priesterliche Hierarchie, die Religion der römischen Weltmacht.⁸ Er zielte auf einen Abbau des Machtgefälles zu Gunsten einer Verschwisterung der Gläubigen bzw. der Menschen und auf Einheit von Macht und Liebe. Neutestamentlich generell, kreuztheologisch im Besonderen gilt: Christlicher Umgang mit Macht ist kritischer Umgang mit Macht und steht daher immer unter einem Vorbehalt. Macht ist keine Garantie für Wahrheit. Trotz aller Pervertierung dieser Idee in der Kirchengeschichte blieb sie ein zentrales Motiv der innerkirchlichen Religionskritik. Machtkritik aber ist zugleich die Quelle von Widerstand. Daher ist auch christlicher Sozialethik zufolge die Institutionalisierung von Machtkontrolle und die Machtpartizipation in allen gesellschaftlichen Bereichen, natürlich auch in der Kirche, unabdingbar. (Eine befreiende Theologie hat deshalb ihre Probleme mit der europäischen, Macht legitimierenden und begründenden Theologie dort, wo diese Macht–Theologie nicht auch Kritik von [Unrechts–]Macht fundiert.)

»Machtpartizipation
bedeutet wechselseitige „Sorge“–Pflicht«

Dieses Paradigma von Macht als Ermächtigung aus einem förderlichen Beziehungsverständnis heraus liegt im Übrigen auch dem Bild des Guten Hirten als eines Modells von Autoritätsbeziehung zugrunde: „Ich kenne die Meinen, und die Meinen kennen mich, wie mich der Vater kennt, und ich den Vater kenne“ (Joh 10,14f). Der Gute Hirte, in enger Beziehung zu den Seinen, sorgt sich, und zwar um das Leben der ihm Anvertrauten.

Autorität bedeutet also *Sorgepflicht* um das Leben. Von diesem Bild des Pastors hat nicht nur die Seelsorge, sondern eine ganze theologische Disziplin, die Pastoraltheologie, ihren Namen bekommen.

Seelsorge

● Um solche Sorge für das Leben geht es bei der Seel–Sorge. Seelsorge⁹ bedeutet wechselseitige

⁸ Vgl. M. Ebertz, Macht. III. Theologisch–ethisch, in: LThK³ 1997, VI, 1168f.

⁹ Vgl. dazu ausführlich P. F. Schmid, Personale Begegnung. Der personenzentrierte Ansatz in Psychotherapie, Beratung, Gruppenarbeit und Seelsorge, Würzburg²1995; ders., Heil(ig)werden durch Selbstverwirklichung? Seelsorge als Herausforderung, in: Lebendige Seelsorge 3 (1997) 256–268; Die Gruppe als Ort der Theologie. Zum

Sorge von Christen um das Leben aus dem Glauben. Sorge ist hier sowohl im Sinne des Bekümmertseins wie im Sinne des Sich–Kümmerns, also als Unruhe und Betroffenheit wie als Engagement und Bemühen um Abhilfe in untrennbarer Einheit, zu verstehen.

»„Sorge“ bedeutet Betroffenheit und
Engagement«

Die Zeiten, in denen Seelsorge als Belehrung und Ermahnung verstanden wurde, sind zumindest theoretisch endgültig vorbei. Auch das Modell von Seelsorge als Beratung durch Experten ist fragwürdig geworden. Zu sehr ist uns deutlich, dass es keine Glaubensexperten und Lebensfachleute in dem Sinn geben kann, dass die einen wissen, wie man leben und glauben muss, und den anderen dazu Ratschläge geben können oder das Rezept dafür haben, wie man sie auf den richtigen Weg führen kann. Ein Theologe mag Fachmann in der Reflexion von Erfahrungen, Traditionen, Glaubenseinstellungen und –inhalten sein, ein Seelsorger von Amts wegen mag eine lange Berufserfahrung haben, keiner von ihnen jedoch kann Fachmann für Leben, Glauben oder Lieben sein. Was diese personalen Prozesse betrifft, sind wir alle in fundamentaler Weise gleich. Wir alle bedürfen der Förderung und Begleitung, wir alle bedürfen der gegenseitigen Hilfe und Unterstützung. Mit einem Wort: Seelsorge als Begegnung ist die gegenseitige Förderung der Christinnen und Christen beim Christsein.

»Seelsorge als Begegnung ist die
wechselseitige Förderung beim Christsein«

In der ältesten Schicht des Neuen Testaments spielt das „Einander“ bzw. „Miteinander“ (griech. „αλλη–λουν“) eine zentrale Rolle: „Vergebt einander, ermahnt einander, stärkt einander, nehmt einander an.“ (Z. B. Röm 15,7) Nach einem solchen Verständnis ist — die Aussagen des Zweiten Vatikanums von der Gemeinde als Subjekt der Seelsorge ernst genommen — Seelsorge die gegenseitige Unterstützung bei der Arbeit im Reich Gottes und die wechselseitige Herausforderung dazu. Alle Christinnen und Christen sind aufgerufen, Seelsorgerinnen und Seelsorger zu sein — füreinander und miteinander.

Auf Grund der zentralen Erfahrung der Gegenseitigkeit, die in der Begegnung geschieht, muss man hier von „Seelsorge als Begegnung“ sprechen. Charakteristisch für Begegnung ist das Vertrauen, das Reden mit jemandem. Seelsorge als Begegnung ist daher eine zuhörende, einfühlsame und annehmende Pastoral, die versucht, den Anruf Gottes, dessen „Güte und Menschenfreundlichkeit“ (Tit 3,4) uns erschienen ist, in der jeweiligen Situation

pastoralen und praktisch–theologischen Stellenwert der Gruppe, in: Diakonia 4 (1998) 250–254.

nicht nur vonseiten des Seelsorgers, zu interpretieren, sondern gemeinsam mit den Betroffenen zu suchen und zu verstehen.¹⁰

»Begegnung ist Verkündigung«

Wenn aber Seelsorge ist als »Begegnung« charakterisierbar ist, so ist von prinzipieller Gleichrangigkeit auszugehen. Canon 208 legt diese fundamentale Gleichheit im Kirchenrecht fest: „Unter allen Gläubigen besteht, und zwar auf Grund ihrer Wiedergeburt in Christus, eine wahre Gleichheit in ihrer Würde und Tätigkeit, kraft der alle, je nach ihrer eigenen Stellung und Aufgabe, am Aufbau des Leibes Christi mitwirken.“ Begegnung ist wechselseitige Freiheitsermöglichung. Einem Menschen zu begegnen, bedeutet, zunächst und vor allem, ihm gegenwärtig zu sein, ihm in der Haltung von Wertschätzung und Wahrhaftigkeit Raum und Freiheit zu geben, sich aus eigenem zu entfalten, ganz der zu werden und zu sein, als der er angelegt ist und zu dem er berufen ist, was einerseits jeder Benützung zu einem Mittel oder einem Zweck und jeder Absicht, andererseits dem Handeln aus einer Rolle oder Funktion heraus entgegensteht. Begegnung als solidarisches Miteinandersein bedeutet somit immer Risiko und Wagnis, aber auch die Chance, selbst beschenkt zu werden und wachsend immer mehr sein eigenes Personsein zu entfalten. Damit wird auch deutlich, dass Begegnung kein Mittel zur Seelsorge ist, denn Begegnung entbehrt aller Mittel, sie ist un-mittel-bar. Es kommt nicht auf ausgefeilte Pastoraltechniken, auf rhetorische Fertigkeiten oder gar psychologische Tricks an, sondern auf die Authentizität und Glaubwürdigkeit der Person. Und wieder gilt: Begegnung ist nicht der formale Aspekt, mithilfe dessen der inhaltliche transportiert wird, sozusagen: Begegnung als Mittel zur Verkündigung. Nein — gerade in der Begegnung geschieht Verkündigung.

Denn einzige Grund dafür, warum der Mensch dem Menschen kein Wolf sein soll, ist, dass wir alle Kinder des einen Vaters und daher alle vor ihm gleich sind. Deshalb sind Begegnung und ihre Transzendenzerfahrung auch ein Lernort für Gotteserfahrung.

Dialog

● Dialog ist die Sprache der Begegnung. Wenn Seelsorge im beschriebenen Sinne als ein fundamental wechselseitiges Geschehen zu verstehen ist, so muss man auch sagen: Seelsorge geschieht im Dialog, mehr noch: sie ist Dialog.

Denn Dialog ist, wie schon eingangs erwähnt, nicht einfach Instrument, Mittel der Auseinandersetzung,

¹⁰ Vgl. ders., Personale Begegnung; ders., Begegnung ist Verkündigung. Paradigmenwechsel in der Seelsorge, in: *Diakonia* 1 (1994) 15–30.

nicht bloß Gegenstand der Kommunikationstheorie oder der Politikwissenschaften; er ist theologisches Grundprinzip und damit auch Grundprinzip der Pastoral.

»Dialog ist un-mittel-barer Austausch zwischen Personen«

Im Dialog — der Terminus ist untrennbar mit dem aus der Trinitätsreflexion stammenden Personbegriff verbunden — kommt der andere als er selbst zu Wort, wie ich selbst und die Sache, um die es geht, zu Wort kommen¹¹. Die personalistische Philosophie, das so genannte „Neue dialogische Denken“, hat den Dialog ontologisch, anthropologisch, erkenntnistheoretisch, ethisch und pädagogisch ins Zentrum gestellt. (Und gerade auch die Postmoderne und der Konstruktivismus kommen ohne ein dialogisches Konzept nicht aus.)

Das Wesen des Dialogs besteht darin, dass keiner den anderen als Mittel missbrauchen darf, sondern der Mensch sich dem anderen un-mittel-bar um seiner selbst willen zuwendet. Dialog ist bereits vorverbal gegeben, im Ernstnehmen der Grundbefindlichkeit des Sich-in-der-Verantwortung-Findens (ebd.). Dialog bedeutet offenen Diskurs und damit ein Verlassen der Welt des Habens und Herrschens. Er kennzeichnet die Weise des Austausches zwischen Personen, womit Martin Buber¹² die Wechselseitigkeit der Teilnahme und Teilhabe am Sein des Anderen als Merkmal des Dialogs hervorstreicht. Dialog geschieht im un-mittel-baren Miteinandersein als interpersonale Mitteilung und ist Ausdruck der relationalen Dimension am Personsein.¹³

Emmanuel Levinas¹⁴ sieht die Begründung einer dialogischen Ethik als erste Philosophie in der uralten Erfahrung der Begegnung mit einem anderen Menschen. Gesprochen wird demnach nicht, um Recht zu haben, zur Selbsterhaltung, Selbstbehauptung und Selbstdurchsetzung, sondern um des anderen willen, als ein Antworten, aus der Verantwortung. Das Sprechen geschieht in der Bereitschaft der Zurücknahme und als Sprechen für den anderen. Sprache wird zur Für-Sprache. Dialog wird damit zum „mouvement sans retour“ in eine unbekanntes Zukunft, zur Umkehr, die alle Brücken

¹¹ Vgl. Bernhard Casper, Dialog, Dialogik. I. Philosophisch, in: *LThK*³ 1995, III, 191f.

¹² Martin Buber, Das Problem des Zwischenmenschlichen, Heidelberg⁵ 1982; orig. 1948.

¹³ Siehe P. F. Schmid, Souveränität und Engagement. Zu einem personzentrierten Verständnis von „Person“, in: C. R. Rogers / P. F. Schmid, Person-zentriert. Grundlagen von Theorie und Praxis, Mainz³ 1998; ders., Personzentrierte Gruppenpsychotherapie. Bd. 1: Autonomie und Solidarität, Köln 1994.

¹⁴ Emmanuel Levinas, Die Spur des Anderen. Untersuchungen zur Phänomenologie und Sozialphilosophie, Freiburg³ 1992; ders., Ethik und Unendliches. Gespräche mit Philippe Nemo, Wien 1986.

hinter sich abbricht. Denn die Welt ist nicht die Welt „des Menschen“, sondern jene „der Menschen“, weshalb für Levinas eine radikale Umkehr von der Monologik zur Dialogik ethisch unabdingbar ist und die abendländische Philosophie sich den Vorwurf gefallen lassen muss, bislang Egologie gewesen zu sein. Mehr noch: Dem Dialog geht, Levinas zufolge, die Diakonie voraus als eine letzte Verantwortlichkeit, die eine fundamentale Transzendenzangewiesenheit und –erfahrung des Menschen anzeigt. Hier wird ein asymmetrisches Verhältnis artikuliert, das weit über Buber hinausgeht und auch noch einmal die „Ich–Du–Philosophie“ kritisch beleuchtet, indem das „Du–Ich“, also die prinzipielle Vorrangigkeit des anderen betont wird. Noch eine wichtige Erkenntnis verdankt die personalistische Philosophie Levinas: Es gibt nicht nur den anderen, es gibt die anderen. Die Chiffre dafür lautet: Es gibt den Dritten, in dessen Gegenwart und Horizont auch das Geschehen zwischen Zweien sich jeweils ereignet. So wird die Drei–Einigkeit letztlich zum Grundelement für Interpersonalität, Liebe wird in ihrem Wesen als Mit–Liebe, als *condilectio* (Richard v. St. Viktor) deutlich.¹⁵

»Der Mensch ist in unaufhebbarer Differenz der Pluralität geschaffen«

Auch die theologische Begründung für die Unabdingbarkeit des Dialogs liegt darin, dass der Mensch nicht als ein Einziger, sondern in der „unaufhebbaren Differenz der Pluralität“ (Casper, a. a. O.) geschaffen ist, also insbesondere auch als Mann und Frau (Gen 1,27). Der christliche Glaube geht von einer fundamentalen Dialogverwiesenheit des Menschen aus. Somit muss auch von einer „unendlichen und absoluten Verpflichtung“ zum Dialog und zur Begegnung gesprochen werden. Der Dialog kann nicht aus einer übergeordneten Einheit abgeleitet werden, sondern er ist als notwendig aus der ursprünglichen Pluralität zu begreifen. Es besteht daher die Verpflichtung, sich einer offenen Zukunft auszusetzen und sich zu riskieren und nicht schon immer zu wissen oder wissen zu wollen, was kommt und sein wird und zu sein hat. Mit einem Wort: Wahrheitserkenntnis ist nur im Dialog möglich.

»Dialog, die „lebenskräftigste Verbindung mit Gott“, ist die fundamentale Verpflichtung zur Wahrheitssuche«

Den Dialog mit Gott sieht das Konzil als „innigste und lebenskräftigste Verbindung mit Gott“. Im Zusammenhang mit dem Atheismus heißt es in

¹⁵ Vgl. Schmid, Personenzentrierte Gruppenpsychotherapie, Bd.1, 144–154; ders., Im Anfang ist Gemeinschaft. Bd. 3: Personenzentrierte Gruppenarbeit in Seelsorge und Praktischer Theologie. Beiträge zu einer Theologie der Gruppe, Stuttgart 1998.

„Gaudium et Spes“ (Nr. 19): „Ein besonderer Grund für die Würde des Menschen liegt in der Berufung des Menschen zur Gemeinschaft mit Gott. Zum Dialog mit Gott wird der Mensch schon von seinem Ursprung her eingeladen: er existiert nämlich nur, weil er, von Gott aus Liebe geschaffen, immer aus Liebe erhalten wird.“

So geht etwa auch das alte Konzept der *Loci theologici* des Melchior Cano (1563) davon aus, dass Wahrheitsfindung dialogisch geschieht.¹⁶ Der Dialog war das Hauptanliegen in „*Ecclesiam suam*“, der ersten Enzyklika — also der „Regierungserklärung“, wenn man so will — Papst Pauls VI. (1964). In ihrer Tradition stehen die späteren Konzilsklärungen über die Religionsfreiheit, über das Verhältnis zu den nichtchristlichen Religionen und über die Kirche in der Welt von heute. Die Kirche eröffnete damit neu den Dialog mit Wissenschaft, Kunst und Politik. Das Bischofsdekret des II. Vatikanums spricht unter Berufung auf „*Ecclesiam suam*“ vom „Heilsdialog“, in dem die Kirche mit den Menschen ins Gespräch kommt (CD 13). Zum innerkirchlichen Dialog verpflichtet „*Gaudium et spes*“: Parteien innerhalb der Kirche sei es nicht erlaubt, die Autorität der Kirche ausschließlich für die eigene Meinung in Anspruch zu nehmen, heißt es dort, sondern sie sollten „in einem aufrichtigen Dialog sich gegenseitig zur Klärung der Frage zu helfen suchen“. (Nr. 43). Und die Instruktion der Glaubenskongregation „*Libertatis conscientia*“ aus dem Jahr 1986 betont, der Christ solle den Weg des Dialogs und der Übereinstimmung der Parteien wählen. In aller nur wünschenswerten Deutlichkeit sagt dazu der Wiener Weihbischof Helmut Krätzl: „Für die Kirche ist Dialog kein freigestelltes Mittel, sondern etwas, das untrennbar zu ihrem Wesen gehört [...]. Die heutigen Spannungen innerhalb der katholischen Kirche gehen vor allem darauf zurück, dass die Kommunikation innerhalb der Kirche nur mangelhaft funktioniert.“ Die Idee des Zweiten Vatikanischen Konzils von der Kirche als ‚*Communio*‘ (Gemeinschaft) sei nicht umgesetzt worden. Trotz Einsatz modernster Kommunikationsmittel fehle es etwa im Verhältnis zwischen Rom und den Ortskirchen weitgehend an ‚echtem Dialog‘. [...] Selbst bei den vor der Geschichte sicher einmaligen Papstreisen gebe es nie Gelegenheit zu einem freien Dialog des Papstes mit den Bischöfen oder anderen Verantwortlichen der Ortskirchen. Auch die vom Kirchenrecht vorgesehenen Ad–limina–Besuche ‚sehen kaum Zeit dafür vor‘. Andererseits werde der Dialog auch bei sich ergebenden Gelegenheiten nicht immer wahrgenommen, und zwar aus falsch verstandener Ehrfurcht vor dem Papst und der Kurie. Der in der Vorbereitung auf das Zweite Vatikanische Konzil und beim Konzil selbst so fruchtbar geübte Dialog zwischen Bischöfen und Theologen

¹⁶ Vgl. ders., Die Praxis als Ort der Theologie. Kairologische Aspekte zum Verständnis von Pastoral und Pastoraltheologie, in: *Diakonia* 2 (1998) 102–114.

sei nun eher zu einer ‚Lehrbeaufsichtigung‘ auf der einen Seite und zum Teil ‚protesthafter Kritik‘ auf der anderen Seite erstarrt. In der innerkirchlichen Situation zwischen „zwei ‚oft unversöhnlichen Lagern““ gebe es „statt Dialog [...], gegenseitige Verurteilungen, Ausgrenzungen, oft primitive Missdeutungen und Verdächtigungen“.¹⁷

Einige Thesen zu Dialog und Macht

● Zusammenfassend seien thesenartig einige Punkte hervorgehoben.

»Dialog als Grundprinzip von Theologie, Kirche und Seelsorge«

1. *Der Dialog gehört zum auf den dreieinigen Gott verweisenden Wesen der Kirche und ist das fundamentale Grundmuster kirchlicher Kommunikation nach innen wie nach außen.* Gott selbst ist Dialog. Und seine Offenbarung geschieht dialogisch. Dialog kann daher nicht bloße Methode sein, sondern er ist als die einzig angemessene Weise des Sich-Zueinander-Verhaltens und Miteinander-Kommunizierens Grundprinzip christlichen Selbstverständnisses. Der Mensch ist als Ebenbild des dialogischen Gottes in eine dialogische Existenz berufen. Dialog ist somit eine unabdingbare *conditio humana*. Was die Kirche mitzuteilen hat, ist nur im Sinne des Dialogs mitteilbar. *Die Kirche ist in diesem Sinne das Sakrament des Dialogs.*¹⁸

2. *Der Dialog ist natürlich auch „zwingendes Grundmuster“ jeglicher theologischer Kommunikation, insbesondere der „praktisch-theologischen Kommunikation“.*¹⁹ Dialog als Prinzip bedeutet, dass Wahrheit als Beziehungsgeschehen zu verstehen ist und dass sie sich im Dialog entfaltet. Darauf deutet schon das theologische Wort von Jesus als „Weg, Wahrheit und Leben“ (Jo 14,6) hin, in dem Wahrheit als prozesshafte Größe, gemeinsam eben mit Weg und Leben, verstanden wird. Das Christentum wurde in der Apostelgeschichte (z. B. 24,14) als „der neue Weg“ bezeichnet. Dialog ist also im besten Sinn des Wortes ein „way of life“.

3. *Seelsorge kann nur im Dialog und als Dialog geschehen.* Als Betroffenheit und Engagement um das Leben aus dem Glauben und als wechselseitige Förderung beim Christsein ist sie von ihrer Natur her auf den Austausch von Wort (*martyria*), heiligen, heilswirksamen Zeichen (*leiturgia*) und

von Liebe (*diakonia*) in Gemeinschaft (*koinonia*) angelegt. In der Praxis gilt die Verpflichtung auf den Dialog für den Bischof in seiner Diözese ebenso wie für den Jugendleiter in seinem Arbeitsbereich. Sie gilt aber auch umgekehrt für die Kommunikation mit den Amtsträgern von der Basis her (und erfordert beispielsweise Verständnis für die Angst vor Machtverlust).

4. *Dialog — als Grundprinzip von Theologie, von Kirche und von Seelsorge — ist nicht ein einmaliger, abgeschlossener Vorgang, sondern unabdingbar eine permanente Aufgabe.* Dazu bedarf es der Ausbildung dialogischer Strukturen und synodaler Einrichtungen für einen dauerhaften dialogischen Prozess, nicht nur individueller und/oder einmalig-begrenzter Dialogvorgänge.

Dialog muss für die Kirche ein offensiver Prozess sein. Die Flucht ins Defensive ist neben der Flucht in die Gleichgültigkeit oder ins Autoritäre eine typische Vermeidungsstrategie vor Verunsicherung.

5. *All das bedingt ein grundlegendes Umdenken von einem ausschließlich oder vorwiegend einheitsorientierten zu einem dialektischen und pluralistischen Denken.* Was sich theologisch in vielen Bereichen ereignet hat und abzeichnet, von der Trinitätstheologie bis zur Ekklesiologie beispielsweise, muss in den tausenden praktischen Lebensbereichen der Kirche realisiert werden, überall dort, wo Christen ihr Leben zu gestalten versuchen.

Vielfalt ist gefragt, nicht Einfalt. Das ist vielleicht die Herausforderung an Theologen, Amtsträger und Seelsorger beiderlei Geschlechts. Dabei die Einheit zu wahren oder besser: neu zu finden, ist eine von vielen Aufgaben, die Macht erfordert.

»Machtausübung und Teilen von Macht als kommunikativ-dialogischer Vorgang«

6. *Machtausübung ist, wie erwähnt, ein kommunikativer, dialogischer Vorgang im Sinne von wechselseitiger Ermächtigung.* Die Macht der Kirche ist die Macht des Dialogs. Das gilt auf allen Ebenen: Im Dialog mit der Welt, im innerkirchlichen Dialog und, last but not least, ist ein neuer Umgang mit Macht *conditio sine qua non* im so oft stockenden ökumenischen Prozess. Es ist kein Zufall, dass, historisch gesehen, Dialogverweigerung oft vor einem radikalen Paradigmenwechsel steht.

7. Dieses Verständnis von Macht beruht auf einem auch pneumatologisch orientierten, nicht auf einem einseitig christozentristischen Menschen- und Gottesbild. *Der Umgang mit Macht ist also ein Indikator für die jeweilige Theologie, auf der diese Praxis aufruht.* Monokratische Machtausübung entlarvt neben menschlicher Unreife auch ein Theologie-defizit und letztlich ein vorchristliches Gottesbild.

Die Gottesfrage als zentrales Thema rückt in den Zusammenhang der Sehnsucht nach authentischem Leben. Zum Lebensraum des Glaubens werden Gemeinden, die fähig sind, durch ihre Lebensvollzüge

¹⁷ Kathpreß Nr. 66 v. 21. 3. 1998: Symposium der Österreichischen Bischofskonferenz gemeinsam mit der „Kontaktstelle für Weltreligionen“ und der ORF-Religionsabteilung „Dialog als Hoffnung der Zeit“, Referat v. 20. 3. 1998.

¹⁸ So betrachtet, gehört der Dialog zum Materialobjekt der Praktischen Theologie.

¹⁹ Vgl. Stefanie Spendel, Dialog, Dialogik. VI. Praktisch-theologisch, in: LThK³ 1995, VI, 196. — Der Dialog ist solcherart (ganz im Sinne Karl Rahners) das Webmuster der Praktischen Theologie, also auch ihr Formalobjekt.

zu einem dialogischen Prozess elementarer Christianisierung zu führen.

8. *Man muss in der Kirche auf allen Ebenen lernen, zur Macht stehen, sie zu bejahen und ihre Ausübung sorgfältig zu reflektieren. Sie zu leugnen oder abzulehnen, verwirrt und schafft unklare Verhältnisse. Zur konstruktiven Ausübung von Macht muss ermuntert werden.*

9. *Macht muss geteilt werden.* Der vielzitierte partizipative Führungsstil bleibt eine Worthülse, wenn er nicht aus einem partizipativen, dialogischen Grundverständnis erwächst. Nicht nur das Leiten muss partizipativ geschehen, sondern das gesamte Leben aus einem christlichen Verständnis heraus muss als dialogischer Erkenntnisprozess in Theorie und Praxis begriffen werden. *Dialog heißt Teilen von Macht.*

10. *Bedingungen für einen solchen Umgang mit Macht und für gelingenden Dialog sind Authentizität, bedingungsfreie Wertschätzung und empathisches Verständnis.* Diese Grundhaltungen haben für den Dialog essenzielle Bedeutung.²⁰

11. *Für ein plurales Verständnis des Zusammenlebens muss eine Konfliktkultur entwickelt werden.* Ohne Konflikte geht es nicht. Sie vermeiden zu wollen, führt zu Dialog verhandelnden Strukturen und letztlich größeren, für das (Zusammen-)Leben bedrohlichen Konflikten. Zum Dialog gehört auch Neinsagen-Können, temporäre Gesprächsverweigerung, das Aushalten von Spannungen und Differenzen, das Provozieren als Versuch, besser zu verstehen. Dialog ist nicht identisch mit Harmonie oder einem Kuschelkurs.

12. Für den Umgang mit Macht in der Kirche in Zeiten der Krise gilt: *Ermächtigen ist das Gebot der Stunde, nicht ausgrenzen.* Vom Dialog darf nicht nur niemand ausgeschlossen werden, der teilnehmen will, wenn er sich zur Kirche bekennt, sondern es ist die eigentliche Aufgabe der Verantwortlichen, insbesondere der Bischöfe, zur Teilnahme zu ermutigen und aufzufordern.

13. *Es müssen geduldig neue Modelle im Umgang mit Macht und Partizipation erprobt werden, was in einer Umbruchsphase für niemanden eine einfache Aufgabe darstellt.* Ziel muss sein, jede Einzelne, jeden Einzelnen und jede einzelne Gruppierung ihren spezifischen Beitrag aus ihrem spezifischen Potenzial heraus finden und leisten zu lassen.

Dialog ist kein bloßes Darstellen von Meinungen sondern er ist engagiertes Bemühen und Suchen, Dialog hat nichts mit Beliebigkeit oder Talkshows zu tun. Er erfordert zuallererst die Fähigkeit zu hören. Wie alles, kann auch das Wort „Dialog“ missbraucht werden. Es gilt, flankierende Maßnahmen

für alle beteiligten Seiten zu erfinden und einzufordern, Kriterien zu entwickeln und zu überprüfen.

Die *Laien*, die *Frauen* sind schlecht beraten, wenn sie überkommene Modelle im Umgang mit Macht kopieren und imitieren wollten. Die Vielfalt muss als Chance für ein anderes, nicht-hierarchisches Paradigma im Umgang mit Macht gesehen werden. Das neu reflektierte und entwickelte Selbstverständnis der Frauen beispielsweise kann wesentlich zu einem stärker beziehungsorientierten Umgang mit Macht beitragen.

Dies berührt auch das Verständnis der *Predigt* als eines Dialogs, bei dem der Prediger gerade am Wort ist. Sie ist nicht ein Monolog, sondern lebt vom Gespräch. (Man kennt bei einem Prediger sofort, ob er mit den Leuten im Gespräch ist oder nicht.) Auch die Bedeutung der nicht selten mühsamen, strukturell aber unbedingt notwendigen Gremien, ist es eine Frage des dialogischen Grundverständnisses.

14. Das heißt letztlich auch, dass es eine theologische Arbeit ist, die vielfach noch aussteht, ein adäquates *Verständnis von Demokratie in Kirche und Theologie* zu entwickeln, nicht nur für Wahlvorgänge und Entscheidungen darüber, um welche Uhrzeit die Sonntagsmesse stattfindet, sondern auch für das Zusammenleben im Grundsätzlichen und für das Sich-Zusammenfinden in und Entscheiden von theologischen Fragen.

15. *Ein noch weitgehend ungehobenes Potenzial liegt in der Entdeckung der Bedeutung der Gruppe für Theologie und Seelsorge.* In ihr kann das Fördern und das Teilen von Macht, ein partizipativer Lebensstil zur Entwicklung von Solidarität und Autonomie gelernt und praktiziert werden.²¹

16. *Natürlich geht damit ein neues Verständnis von Amtsausübung einher:* Ihre primäre Aufgabe besteht unter diesem Blickwinkel darin, machtvoll Charismen zu fördern und Strukturen zu ermöglichen, in denen die Potenziale der Vielen konstruktiv zum Ganzen beitragen können, in denen das eine Wort Gottes in vielen Worten und Handlungen verkündigt wird, in denen alle, geistgewirkt und dialogisch, ihr konkretes *Zeugnis* vom Wort Gottes geben können. Amtsträger, amtliche Seelsorger repräsentieren, vergegenwärtigen damit in offizieller, verdichteter, verbindlicher Weise, was die Kirche als ihre Aufgabe sieht — zu handeln, wie Jesus gehandelt hat: ein Meister, der seine Macht gezeigt hat als einer, der dient. (Joh 13)²²

„Stärke deine Brüder“ (Lk 22,24–30)

²⁰ P. F. Schmid, „Gegenwärtigkeit“. Anthropologische und psychologische Voraussetzungen des Dialogs über Glaubensfragen, in: H. Bogensberger / F. Ferschl / R. Kögerler / W. Zauner (Hrsg.), Erkenntniswege in der Theologie, Graz 1998, 151–200.

²¹ P. F. Schmid, Personenzentrierte Gruppenpsychotherapie, 3 Bde.; ders., Die Gruppe als locus theologicus. Kairologische Aspekte zum Verständnis von Seelsorge und zur Konzeption der Pastoraltheologie, in: Pastoraltheologische Informationen 2 (1998) 267–303.

²² Vgl. ders., Begegnung ist Verkündigung; ders., Kirchliche Ämter und Dienste. V. Praktisch-theologisch, in: LThK³ VI, 1997, 95–97.

● Der Dialog ist die Praxis des Glaubens. Wer nicht im Dialog steht — so lässt sich theologisch zusammenfassen —, glaubt nicht; zumindest nicht an den Gott der Bibel.

Sogar an einer Stelle, an der man ihn zunächst vielleicht am wenigsten vermuten würde, findet sich das Prinzip des Dialogs, nämlich im Codex — und dort nicht gerade an einem nebensächlichen Ort: CIC Can.787 §1 über die Mission lautet: „Die Missionare haben durch das Zeugnis ihres Lebens und ihres Wortes mit den nicht an Christus Glaubenden einen ehrlichen Dialog [dialogum sincerum] zu führen ...“²³ *Dialog ist also, dem Kirchenrecht zufolge, als Zeugnis zu verstehen!*

Was für die Kirche nach außen gilt — der ehrliche Dialog —, muss umso mehr nach innen gelten.

Dialog wäre also ein schöner Name für die Kirche in der Welt von heute. Sie könnte sagen: „Im Anfang war der Logos. Unsere Aufgabe ist der Dialogos“ — ein Selbstverständnis, das allerdings an einen Paradigmenwechsel im Verständnis von und im Umgang mit Macht geknüpft ist.

Dass die Begleitung und Förderung einer solchen Umstellung — unter anderem eine Aufgabe der Praktischen Theologie — keine einfache ist, braucht gerade in den obrigkeitsfixierten deutschen Landen wohl nicht eigens erwähnt zu werden.

Nach dem Zeugnis des Lukasevangeliums hat Jesus dem Petrus aber gerade in einer Krise und im Kontext des Streits, wer wohl der größte sei (Lk 22,24–30), dieses Verständnis von Macht aufgegeben: „Stärke deine Brüder.“ (Lk 22,32). Dass er in diesem Sinne für ihn gebetet hat, begründet Jesus mit nicht mehr und nicht weniger als mit den Worten: „Damit dein Glaube nicht erlischt.“ (Ebd.)

²³ Vgl. auch „Gaudium et Spes“ (Nr. 21): Zum Aufbau der Welt ist der „aufrichtige und kluge Dialog“ zwischen Glaubenden und Nichtglaubenden nötig.

